Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 25 (2018)
Heft: 283

Rubrik: Kultur

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Kultur

Schwermaterial
Sackgassenstaat
Kontinentalkino
Leuchtbüffel
Essenztheater
Stimmrechtsfrust
Naturquartett
Stangensprache
Unsterblichkeit
Kulturparcours

Meister des Unberechenbaren

Felix Lehner erhält am 17. November den Grossen Kulturpreis der Stadt St.Gallen. Beim Gang durch Kunstgiesserei und Sitterwerk spürt man, was ihn an- und umtreibt. Eindrücke und Antworten zwischen Handwerk und Kunst, analog und digital, Produzieren im Weltmassstab und Bienen im Sittertal.

Text: Peter Surber. Bilder: Katalin Deér

Gut Guss: Das jüngste Gruppenbild der Belegschaft.

Schneemänner schmelzen normalerweise. Der Schneemann von Peter Fischli und David Weiss tut das Gegenteil, er wächst im Garten des Museums of Modern Art MoMA in New York vor sich hin. Die Kunstgiesserei St.Gallen hat den empfindlichen Kerl samt Kühlanlage entwickelt und gebaut. «Etwa drei Jahre haben wir daran insgesamt getüftelt», sagt Felix Lehner. Jetzt soll noch ein zweiter Schneemann hinzukommen.

Der Vorgang ist exemplarisch für die Arbeitsweise der Kunstgiesserei. Die Aufgaben sind immer wieder neu, die Ansinnen der Künstlerinnen und Künstler auf Anhieb manchmal scheinbar unlösbar, und dann wird hier unten im Sittertal, in den Hallen einer ehemaligen Färberei, geforscht, experimentiert, verworfen, verbessert. Bis für das Unlösbare die Lösung gefunden ist. Diese Qualität, die Mischung von reichem Materialwissen und handwerklicher Risikofreude, spricht sich herum. Auch auf Feldern, die bis dahin nicht zum «Kerngeschäft» gehörten. So bei einer anderen Arbeit aus dem letzten Jahr: Für die documenta 14 in Kassel entwarf die türkische Künstlerin Nevin Aladağ eine Wand aus durchbrochenen Keramikwaben. Im Lauf der Projektierung brach die Finanzierung weg, weil türkische Stiftungen sich zurückzogen und auch

die documenta keine Mittel hatte; zudem fand sich kein Keramikunternehmen, das den Auftrag übernehmen wollte. So sei die Kunstgiesserei eingesprungen, erfand eigens eine Maschine zur Herstellung der Elemente, suchte «mit Ach und Krach» private Finanzierungswege, gab eine Edition heraus. «Es war ein typisch unabsehbares Projekt», lacht Lehner – «und ein grossartiges Abenteuer, das Werk herzustellen.»

Das Abenteuer namens Keramik findet inzwischen eine Fortsetzung, mit einer Arbeit für das französische Künstlerduo Fabien Giraud und Raphaël Siboni für ein Sammlermuseum in Tasmanien. Demnächst ist dort Vernissage, ob er dabei sein könne, wisse er noch nicht, sagt Lehner. Er wird dann in Shanghai sein, wo die Kunstgiesserei sei 2013 ein Partnerunternehmen betreibt. Der Kontakt zu den Franzosen kam über deren Landsmann Pierre Huyghe zustande, mit dem die Kunstgiesserei seit Jahren verbunden ist. Für ihn gossen die St.Galler Tüftler Stalaktiten einer Höhle in Tschechien ab oder bauten Aquarien, unter anderem eines, in dem ein Einsiedlerkrebs den nachgegossenen, zur Muschel verwandelten Kopf der Muse von Brancusi besiedelt. Und Huyghes vieldiskutierte Skulpturen mit lebenden Bienen verhalfen der Kunstgiesserei diesen Sommer zu einer weiteren Ausweitung der Tätigkeit: Mehrere Bienenvölker kamen ins Sittertal, «damit wir den ganzen Jahreszyklus der Bienen besser verstehen», erklärt Felix Lehner.

«Bescheidene Löhne und grosse Risiken: Daran hat sich nichts geändert»

Dabei hat Felix Lehner, die Geschichte ist schon oft erzählt worden, ganz klein angefangen: 1983 zu zweit, zu dritt in Beinwil am See. Den Anstoss hatte die Begegnung mit dem Werk von Hans Josephsohn gegeben – ihm ist seit 2003 im Sittertal ein eigener Schauraum, das Kesselhaus Josephsohn gewidmet. 1994 erfolgte der Umzug ins Sittertal; hier arbeiten heute 50 bis 60 Leute im Alter von 17 bis 65 Jahren, einerseits in der Kunstgiesserei (als selbständigem Produktionsbetrieb), andrerseits im Sitterwerk, das von einer gemeinnützigen Stiftung getragen wird und neben dem Kesselhaus ein Werkstoffarchiv, die Kunstbibliothek und zwei Gastateliers betreibt.

Dieser bemerkenswerte Hang zum Wachstum ist, nebenbei, eine Parallele zum Theatermann Milo Rau, der für den städtischen Kulturpreis ebenfalls im Gespräch war: Auch er ist mit seinem International Institute, wie Lehner mit der Kunstgiesserei, inzwischen zum interkontinental arbeitenden Kulturunternehmer geworden.

Felix, wie siehst du deine Anfänge im Rückblick? Denkst du mit Nostalgie daran?

Nein. Unsere Arbeit ist noch ähnlich aufregend wie am Anfang, ebenso die Freude, für gute Künstlerinnen und Künstler zu arbeiten. Wir stehen zudem auch finanziell weiterhin nicht auf der luxuriösen Seite. Bescheidene Löhne, aufregende Arbeit, grosse Risiken, all das ist nicht anders als damals. Gleichzeitig merken wir, obwohl wir teils noch grössere Risiken eingehen als damals, dass wir ein gutes Fundament haben, auf das wir vertrauen können, dass Beziehungen und Wissen gewachsen sind, nicht nur bei mir selber, sondern im ganzen Team. Dass es mir möglich ist, soviel unterwegs zu sein, und in St.Gallen läuft es gut, das liegt daran, dass die Leute sehr viel Verantwortung übernehmen. Die Strukturen sind flach, das hat eine hohe Qualität.

Aber du bist der Chef?

Ja.

Eine Genossenschaft war nie das Thema?

Die Frage einer Genossenschaft hat sich nie wirklich gestellt. Eine Genossenschaft ist für mich nicht die richtige Form für ein so unberechenbares Unterfangen wie die Produktion von Kunstwerken. Sondern das Entscheidende ist, dass die Leute verbindlich dranbleiben und sich weiterentwickeln. Es ist immer ein Mix aus Struktur und einem Anteil an Anarchie bei uns, es gibt viel Mitbestimmung, und die Möglichkeit, sich entscheidend einzubringen, wird von vielen auch wahrgenommen. Gewisse Schwierigkeiten über so lange Zeit immer wieder zu meistern, kann einfacher sein, wenn jemand entscheidet. Aber die Entscheidungen müssen natürlich mitgetragen sein.

Der neue Kran, den ihr im Innenhof gerade aufbaut: Das war dein Entscheid?

Wenn wir demokratisch abgestimmt hätten über den Kran, dann hätten wir wohl keinen gekauft. In vieler Hinsicht schlagen wir ja unkonventionelle Wege ein. Wir haben oft alte Maschinen gekauft wie diesen Kran aus Hamburg, und sie selber aufgemöbelt, aber das ist dann Teil unserer Arbeit. Es ist für mich ein grossartiger Wert, Dinge selber flicken und bauen zu können. Höchst Wertvolles neben ganz Brachialem anzupacken: Das liebe ich, und ich kämpfe dafür, dass uns das erhalten bleibt.

Wertvolles neben Brachialem: Das begegnet einem Schlag auf Schlag auf dem Rundgang durch Giesserei und Sitterwerk, von Halle zu Halle und von Werk zu Werk: hier die goldglänzenden Teile eines künftigen Meret-Oppenheim-Brunnens in Basel, da ein Keramik-Pferdefuss der jungen deutschen Künstlerin Lena Henke, dort eine Kerzenfigur von Urs Fischer, in der nächsten Halle ohrenbetäubender Lärm eines Metallschleifers, daneben die Kisten zum Transport der Kunstwerke.

Zur ursprünglichen Kunstgiesserei sind über die Jahre zahlreiche weitere Räume hinzugekommen, jüngst wurde die Schreinerei ausgebaut, ein 3D-Drucker ermöglicht die Herstellung minutiöser Negativformen als Ergänzung zu den herkömmlichen Gusstechniken mit Wachs, und eine gewaltige CNC-Maschine fräst Gussformen in Polyesterschaum für einen 20 Meter hohen neuen *Clay* von Urs Fischer, die bislang grösste Skulptur in der Geschichte der Kunstgiesserei.

Die Digitalisierung verändere den Produktionsprozess gewaltig, sagt Felix Lehner und erläutert dies am Beispiel von Skulpturen des im Mai dieses Jahres gestorbenen amerikanischen Künstlers Robert Indiana. Nicht dessen prominente LOVE-Skulpturen waren im Sittertal das Thema, sondern eigenwillige Stelen, eine Art Totempfähle aus Holz, Eisen und diversen weiteren Materialien. Um die Originale nicht durch die Abformung für den Guss zu gefährden, erstellte die Kunstgiesserei Scans, druckte neuartige ausbrennbare 3D-Prints und goss in einem aufwendigen Verfahren Duplikate in Bronze. Das Resultat war selbst für den Künstler nicht mehr vom Original zu unterscheiden. In seinem Haus auf einer Fischerinsel im US-Bundesstaat Maine habe Robert Indiana das Verfahren gutgeheissen: «Wenn ihr das könnt, dann macht das doch» – für Felix Lehner nicht nur der Anstoss, einen eigenen 3D-Drucker zu erwerben, sondern auch ein Schlüsselerlebnis dafür, «dass es möglich ist, den Weg über die digitale Technologie zu gehen, ohne dass am Ende das Digitale zu spüren ist». In den Totempfählen aus dem Sittertal prallt Archaik auf High-Tech, indianische Tradition auf das 21. Jahrhundert, ohne dass ihre Magie dabei Schaden zu nehmen scheint.

Der Tod des Künstlers: «Ein seltsamer Kurzschluss»

Analog und digital: Beides gehöre für die Kunstgiesserei selbstverständlich dazu, sagt Lehner. Neben Scanner und 3D-Drucker rattern drum in einer anderen Halle auch die «guten alten» Metall-Dreh- und Blechtreibmaschinen. Wichtig sei am Ende immer die eine Frage: «Welches Material und welche Technik braucht es, damit ein Kunstwerk gut wird?» Die letzte Instanz ist dabei stets der Künstler oder die Künstlerin.

Und all jene Materialspezialisten, die hier am Scanner getüftelt, Gipsmodelle verfertigt, im feuerfesten Schutzanzug Eisen geglüht haben? Die Giessereimitarbeiterin Rita Kappenthuler

sagt im 2014 erschienenen Dokumentarfilm *Feuer und Flamme*: «Wenn das fertige Werk dann in der Ausstellung steht, gehört es zu keinem Teil mir – nur meine Arbeit steckt drin. Wenn mir die Arbeit gefällt oder ich Spass hatte daran, ist ein gewisser Stolz dabei. Doch der Anteil, den ich daran hatte, bleibt geheim. Das ist auch gut so.»

Die gegenteilige Einschätzung gibt es jedoch auch: dass die arbeitsteilige Organisation, die im Kunstbetrieb immer mehr zur Selbstverständlichkeit wird, den Künstler dereinst überflüssig macht. Oder die Befürchtung, dass bald nur noch derjenige erfolgreich Kunst machen kann, der (beziehungsweise dessen Galerie) sich die hochspezialisierte Produktion leisten kann.

«Der Tod des Künstlers: Das ist ein seltsamer Kurzschluss, dem ich nichts abgewinnen kann», sagt Felix Lehner. «Es wird immer gute Künstlerinnen und Künstler geben, die ihr Leben für das Unaussprechliche hingeben, unabhängig vom Zeitgeist, von Politik und Finanzen.» Wir stehen vor einer nur teilweise erkennbaren Figur, die dereinst eine zweite *Dasha* sein wird: die Gattin eines russischen Oligarchen, die der Künstler Urs Fischer im Sittertal als lebensgrosse Kerze produzieren lässt. Zum einen bemühe sich die Kunstgiesserei immer darum, auch mit jungen Kunstschaffenden zusammenzuarbeiten, nicht nur mit den Stars – «nicht der Bekanntheitsgrad entscheidet, sondern die Qualität». Zum andern sei am Ende alles handwerkliche Geschick nur die Voraussetzung, aber nicht das Ziel.

Zum Beispiel eben die Kerzen von Urs Fischer: «Wo immer sie in einer Ausstellung brennen, ziehen sie die Leute in Bann», sagt Lehner. Wodurch? Vielleicht dank der «unglaublichen Vorstellungskraft» des Künstlers, was das Material und dessen Umsetzung betreffe. Lehner lobt Fischers Verbundenheit mit seinen Objekten, den innigen Bezug des Werks zum Leben, den genauen Blick des Künstlers, für den «jede Nuance» ins Gewicht falle. «Wir unterwerfen uns nicht dem Willen der Künstler, sondern arbeiten auf Augenhöhe zusammen», sagt Lehner – «aber gutes Handwerk schafft noch keine gute Kunst. Was diese ausmacht, geht über die Realisation hinaus.» Im Fall von Fischers Kerzen ist es vielleicht auch dies: dass sie als Sinnbilder der Vergänglichkeit vor unseren Augen dahinschmelzen. Ironie des Kunstbetriebs: Der Besitzer einer Fischer-Kerze hat Anrecht auf deren Reproduktion. Eine erste *Dasha* schmilzt gerade in London, doch sie wird in der Kunstgiesserei in St.Gallen auferstehen.

Globalisierung: Zwischen Transportproblemen und Kulturaustausch

Moskau, Shanghai, London, Tasmanien, New York: Die Kunstgiesserei funktioniert heute im Weltmassstab. Bei der Eröffnung der Niederlassung in Shanghai gab es aber, zu sehen im Film *Feuer und Flamme*, interne Diskussionen, wie weit sich ökologisches Bewusstsein verträgt mit den Transportwegen und anderen Begleiterscheinungen einer globalen Tätigkeit. Ist das heute keine Frage mehr? «Die Widersprüche sind natürlich nicht weg. Aber unbestritten ist, dass die Arbeit auf diesem Niveau nun einmal auf der ganzen Welt stattfindet, dass Ausstellungen und Objekte um die Welt gehen und oft anderswo enden als ursprünglich geplant. Der Kunstbetrieb ist unberechenbar», antwortet Felix Lehner. Wo man am sinnvollsten und ökologisch nachhaltigsten produziere, wo die richtigen Leute und das Knowhow vorhanden seien: Für diese Entscheide spielten jeweils viele Überlegungen mit.

Andrerseits, und das zu seiner grossen Freude, finde dank Shanghai ein echter kultureller Austausch statt. «Chinesische Künstler kommen nach St.Gallen, Schweizer gehen nach China. Es ist ein Hin und Her. Wir profitieren sehr von der chinesischen Kultur. Es sind offene, wissbegierige Leute mit einem ganz anderen Blick.» Für die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im Sitterwerk sei es zudem attraktiv, andernorts Werke in der Entstehung begleiten, montieren oder reparieren zu können. «Das ist die schönste Form, mit der Welt in Verbindung zu kommen: über die Arbeit», sagt Lehner.

Felix, die Kunstgiesserei samt Sitterwerk, das scheint eine einzige Erfolgsgeschichte, alle bewundern sie, sie wächst und bekommt Preise – gibt es auch das Scheitern?

Das gibt es, wir scheitern immer wieder mit Projekten, mit Arbeiten, bei denen die Rechnung nicht aufgeht. Wir haben noch keinen Eröffnungs-Termin verpasst, aber wir haben oft im Minus abgeschlossen oder mussten Garantiearbeit leisten, die uns an den Rand gebracht hat. Es ist ein tägliches Scheitern.

Hältst du das aus?

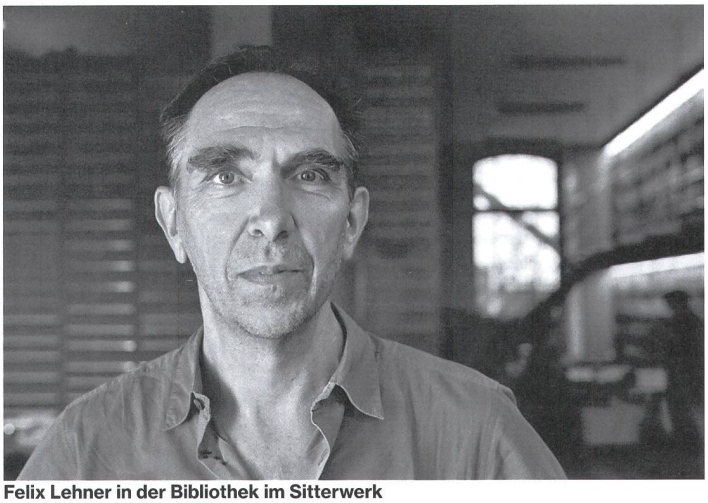
Es braucht Demut. Beim Giessen, das inzwischen allerdings nur noch ein kleinerer Teil unserer Tätigkeit ist, ist immer das Risiko mit dabei, dass alle Vorarbeit umsonst war, und wenn sie noch so sorgfältig geleistet wurde. Ob es gelingt oder nicht, weiss man nie. Und was nicht gelingt, muss man auffangen können. Du arbeitest anderthalb Jahre, und in den letzten vier Wochen explodieren die Stunden. Man kann kalkulieren, aber Lösungen für unlösbare Aufgaben kann man nicht kalkulieren. Es braucht immer auch Glück.

Der Rundgang endet in der Bibliothek, zusammen mit dem Werkstoffarchiv der Denkort im Sittertal, jener Raum, wo man «in die Tiefe arbeiten kann», wie Lehner sagt. Hier wird geforscht mit Büchern und Materialien, man kann sich, wie es eine Gruppe von ETH-Studierenden gemacht hat, auch gleich für eine Woche einschliessen, es gibt ein Gästezimmer, das fast immer besetzt ist, und wer es bewohnt, bekommt einen Schlüssel auch für die ganze Kunstgiesserei. Vertrauen: Das gehöre mit zur Haltung und zur gelebten Praxis im Sittertal, sagt Felix Lehner.

Feier zur Preisverleihung: 17. November, 18 Uhr, Tonhalle St.Gallen

kunstgiesserei.ch, sitterwerk.ch

Saiten-Mitgliederanlass im Sittertal: 29. November, 18.30 Uhr, Anmeldung bis 26. November an verlag@saiten.ch (Platzzahl beschränkt)



Felix Lehner in der Bibliothek im Sitterwerk

Ein Land – vom Brexit gespalten

Peter Stäuber, St.Galler Journalist in London, forscht in seinem neuen Buch den Gründen für den Brexit und der Stimmung in einem verunsicherten Grossbritannien nach.

Text: Richard Butz

Der Zeitpunkt für das neue Buch des in St.Gallen aufgewachsenen, seit 2010 in London lebenden Journalisten, Publizisten und Übersetzers Peter Stäuber könnte nicht besser gewählt sein. Es heisst *Sackgasse Brexit* und im Untertitel *Reportagen aus einem gespaltenen Land*. Der Autor, der dem «Weltreporter-Netz» angehört, hat sich aufgemacht, die Hintergründe der Brexit-Bewegung zu recherchieren und die Stimmung in Ostengland, Wales und Schottland, fernab der Metropole London, zu erkunden.

Niedergangsstimmungen

Stäuber beginnt dennoch in London, spricht mit Befürwortern und Gegnerinnen des Brexits und arbeitet zwei Hauptrichtungen heraus. Da sind auf der einen Seite die multikulturellen «Anywheres», die sich weltoffen gebenden Nutzniesser der Globalisierung und der EU. Ihnen gegenüber stehen die «Somewheres», denen Tradition, Nation und Familie wichtiger als eine EU-Mitgliedschaft sind. Dazu zitiert er einen Kritiker der «Anywheres», der meint, die zweite Gruppe habe in den letzten Jahrzehnten an gesellschaftlichem Einfluss verloren und räche sich nun mit dem Brexit.

Im einst beliebten Ferienparadies Great Yarmouth, an der englischen Ostküste gelegen, begegnet der Autor grosser Armut und wirtschaftlichem Niedergang. Er hört sich die zum Teil fremdenfeindlichen Argumente von Brexiteers an, trifft auf Anhänger der rechtsgerichteten, von Nigel Farage angeführten United Kingdom Indepence Party (UKIP) oder auf einen Farmer, der wie viele andere Angst davor hat, den bisher freien Zugang zum EU-Binnenmarkt zu verlieren.

Im südwalisischen Merthy Tydfile und damit einem wirtschaftlich abgestiegenen Ort, kommt er im für diese Region typischen Nieselregen an. Wo einst die Arbeit in den Kohlezechen und in der herstellenden Industrie blühte, bestimmen jetzt Arbeitslose und Hoffnungslosigkeit das Bild. Hier stimmte eine Mehrheit für den Brexit – als Protest gegen die Lokalregierung, gegen Westminster und Brüssel.

Rassismus und Nostalgie

Stäubers Buch bietet aber weit mehr als nur Stimmungsbilder. In einem Kapitel zeichnet er die schwierige Geschichte des Verhältnisses von Grossbritannien zur EU nach. Fast schon gespenstisch mutet die Tatsache an, dass der frühere Premierminister Cameron eigentlich gar nie ein Referendum wollte und sich nach einem unerwarteten Sieg der Konservativen bei den Parlamentswahlen dazu gezwungen sah. Viele Britinnen und Briten, stellt der Autor fest, wollten im Grunde gar nie wirklich Europäer werden, sondern nur Nutzniesserinnen der EU sein und so den wirtschaftlichen Niedergang aufhalten.

Dazu kommt der Rassismus, wovon ein weiteres Kapitel handelt. Dieser ist auf der Insel nicht verschwunden, trotz einer breiten Basis-Gegenbewegung und vielen sichtbaren positiven Aspekten des multikulturellen Zusammenlebens. Bemerkenswert ist, dass zum Teil früher eingewanderte Menschen aus Asien, Afrika und der Karibik ebenfalls für den Brexit stimmten, weil sie sich durch die spätere Einwanderung, vor allem aus Osteuropa, bedroht fühlen. Nicht verschwunden ist auch die Empire-Nostalgie. Immer noch gibt es die Sehnsucht nach der vergangenen Grösse und nach einer Zeit, in der sich die Britinnen und Briten allen anderen Nationen überlegen fühlten.

Boulevard-Presse, Schottland und New Labour

Vor fast genau 50 Jahren kam die erste Ausgabe der Zeitung «The Sun» auf den Markt. Damit begann eine neue Ära des rücksichtslosen und oft sexistischen britischen Boulevards, zu dem auch die «Daily Mail», der «Daily Mirror» und der «Daily Express» gehören. Zeitweise erreichten die Boulevard-Titel eine Auflage von rund zehn Millionen Exemplaren. Die Verkaufszahlen dieser Titel sind zurückgegangen, der Einfluss des Boulevards, eng verbandelt mit den jeweiligen Regierenden und einflussreichen Politikern, ist geblieben. In der Brexit-Debatte steht die Boulevard-Presse bis heute klar auf der Seite seiner Befürworter.

Schwierig ist, wie Stäuber in einem weiteren Kapitel darlegt, die Situation in Schottland. Der Aufschwung der Scottish National Party (SNP), die grosse, aber nicht mehrheitliche Zustimmung für das Projekt einer Selbstständigkeit, die schottische Mehrheit zugunsten des Verbleibs in der EU, der Niedergang der einst politikbestimmenden Labour Party und die zum Teil schwierigen wirtschaftlichen Probleme fügen sich zu einem komplexen Bild zusammen.

Das letzte Kapitel ist dem Wiedererstarken von Labour und dem Aufstieg von Jeremy Corbyn gewidmet. Das stelle, meint der Autor, neben dem Brexit das faszinierendste Ereignis dar, das der britischen Politik in den vergangenen Jahren widerfahren sei. Stäuber wertet es als ein deutliches Zeichen dafür, dass der neoliberale Konsens in Grossbritannien zu Ende gehe: «Es wird über Sinn und Unsinn von Nuklearwaffen debattiert, über neue Modelle des wirtschaftlichen Eigentums und über die Macht der City of London. Im Land, das den Thatcherismus erfunden hat, ist dies bemerkenswert.»

Ob sich diese hoffnungsvollen Einschätzungen des Autors erfüllen, wird sich weisen. Sein sorgfältig recherchiertes und flüssig geschriebenes Buch ist auf jeden Fall ein wichtiger, kenntnisreicher und willkommener Beitrag zur Brexit-Diskussion, die jetzt in der entscheidenden Phase angekommen ist.

Peter Stäuber: *Sackgasse Brexit. Reportagen aus einem gespaltenen Land.* Rotpunkt Verlag, Zürich 2018. Fr. 28.–

2016 erschienen: *London: Unterwegs in einer umkämpften Metropole.* Promedia Verlag, Wien. Fr. 22.–

Peter Stäuber im Gespräch mit Richard Butz über sein neues Buch: 28. November, 20 Uhr, Buchhandlung Comedia, St.Gallen

Das lange Latino-Wochenende

Das Festival Pantalla Latina präsentiert bereits zum zehnten Mal zeitgenössische Filme aus Lateinamerika. Im St.Galler Kino Scala wird alles gezeigt, von schrägen Komödien über Kurzfilme bis hin zu erschütternden Dok-Filmen.

Text: Urs-Peter Zwingli

Filmstill aus *La Jaula de Oro.*

Seit ich 16 bin, will ich Spanisch lernen, habs aber nie über ein paar Brocken als Rucksacktouri in Kolumbien hinausgeschafft. An Portugiesisch – die zweite prägende Sprache Lateinamerikas – werde ich mich wohl wegen dessen Schwierigkeit sowieso nie heranwagen. Für den nächsten Spanischversuch braucht es nun wenigstens keine klimaschädigenden Atlantikflüge mehr: Das Filmfestival *Pantalla Latina* (etwa: Lateinische Leinwand) zeigt nämlich Ende November im Stadtsanktgaller Kino Scala 16 Filme und 20 Kurzfilme aus insgesamt 16 Ländern des riesigen Subkontinents Lateinamerika.

Natürlich werden diese zeitgenössischen Filme im Originalton mit deutschen oder englischen Untertiteln gezeigt – so kommt man doch noch etwas zum Sprachstudium, verliert aber auch die Handlung der Filme nicht aus dem Blick. Das Festival ist eine exotische und schöne Gelegenheit, tief in Sprache und Kultur Lateinamerikas einzutauchen; und das mitten im novemberkalten St.Gallen.

Düstere Themen zuhauf ...

Ein äusserst umfangreiches Programm tischen die Organisatoren dieses mittlerweile zehnten Pantalla Latina da auf. Ein normales Wochenende reicht für diese Anzahl Filme nicht aus, weshalb das Programm im Scala bereits am Mittwochabend startet. Zudem ist das Filmangebot äusserst vielseitig: Absurde Komödien, bittere Dramen, ein Animationsfilm sowie Dokumentar- und Kurzfilme flimmern über die lateinische Leinwand.

Natürlich hat Lateinamerika viele andere Facetten als jene der medial oft überpräsenten (Drogen-)Gewalt und der Migration, und doch sind es solche drängenden Themen, die viele Regisseure in ihrem Schaffen aufgreifen.

In *La Jaula de Oro* etwa suchen drei guatemaltekische Teenager ihr Glück auf der Flucht in Richtung USA. Doch nebst wenigen leichten Momenten begegnen ihnen vor allem brutale Grenzpolizisten und Verfolgung. Vom ungewöhnlichen Blickwinkel eines Schleppers aus zeigt *El Silencio del Viento* die Mechanismen hinter den Fluchtbewegungen Lateinamerikas. Der Schlepper Rafito gerät dabei immer tiefer in den Strudel seines dreckigen Geschäftes. Regisseur Álvaro Aponte–Centeno wird am Festival vor Ort sein und vor der Vorstellung über seinen Film diskutieren.

Ein weiteres düsteres Kapitel schlägt der Dokumentarfilm *Las Mujeres Deciden* von Xiana Jago Tortajada auf. Diese ist eigentlich eine spanische Ärztin, die in Ecuador arbeitet. Dort ist sie schockiert über die hohe Zahl jugendlicher Schwangerschaften im Land. Als sie erfährt, dass viele der jungen Frauen Opfer von sexueller Gewalt wurden, entschliesst sie sich, einen Film darüber zu drehen. Tortajada wird ebenfalls in einem moderierten Gespräch in St.Gallen über ihr Werk und ihre Arbeit berichten.

Überhaupt ist das vielfältige Rahmenprogramm des Festivals erfreulich: In der Pantalla-Bar im Safranblau (gleich neben dem Scala) werden an jeweils verschiedenen Tagen Speisen und Getränke aus Ecuador, Peru oder Mexico aufgetischt, so dass man sich bereits geschmacklich auf die Filme einstimmen kann.

... und eine Portion kurze Leichtigkeit

Neben den vielen schwierigen Geschichten findet sich aber auch Leichtigkeit im diesjährigen Programm. Etwa die irre Komödie *Relatos Salvajes*, die in sechs Kapiteln zeigt, wie sich Menschen mit fiesen Racheakten aus absurden Situationen befreien. Doch noch etwas lieblicher ist der einzige Animationsfilm des Festivals namens *Anina* über ein freches Schulmädchen, das seinen Namen nicht mag, weil dieser aus drei Palindromen (vorwärts und rückwärts gelesen identische Wörter) besteht.

Interessant ist auch die Märchenstunde für kleine «Pantalleros» ab sechs Jahren. Und natürlich die erwähnten Kurzfilme: Ganze 20 davon zeigt Pantalla Latina während des Festivals, das Publikum kann dabei seine Favoriten wählen, wobei am Sonntagabend dann der Publikumspreis für den besten Kurzfilm verliehen wird.

Pantalla Latina: 21. bis 25. November, Kino Scala St.Gallen

pantallalatina.ch

Elch, Mensch, Leuchtbüffel

Becoming Animal, der neue Filmessay von Peter Mettler in Kooperation mit der schottischen Filmemacherin Emma Davie, ist eine berauschend stimmige Reflexion über das Verhältnis von Mensch und Tier, Technik und Natur.

Text: Marcel Elsener

Was für ein prächtiger Elch, der da am Waldrand liegt und wiederkäut. Als er uns beäugt und aufsteht, wird einem etwas bang. Bald merkt man, dass der Riese nicht auf die Kamera und also uns Zuschauer zugeht, sondern auf einen Nebenbuhler. Am Ende des Films werden die beiden mit ihren mächtigen Geweihen aufeinanderprallen. Wir haben in der Zwischenzeit andere Tiere beobachtet: eine Schnecke, die in einer erstaunlichen Grossaufnahme ihre Fühler ausstreckt; Raben, Bisons oder Lachse, die in der Gischt eines Wasserfalls fliegen.

Ein Tierfilm? Nicht wirklich, trotz wunderbarer Tieraufnahmen, einmal sogar mit einer Rabenflugkamera. Denn wir Menschen sind stets mitgemeint; die Zweibeiner, «human animals», gehören wie die «anderen Tiere» selbstverständlich zur Welt. Eigentlich, aber immer weniger. Weil immer mehr Technik zwischen uns Menschen und die anderen Tiere gekommen ist. Und weil wir mit unserer Sprache zwar vieles benennen und uns untereinander verständigen können, aber die anderen Sinne zur Wahrnehmung der Welt verkümmern liessen.

Die anderen Tiere hingegen sind mit ihrer sinnlichen Umgebung ständig und ungebrochen im Kontakt – und erst noch mit ihrem ganzen Körper. Das lehrt der amerikanische Anthropologe und Philosoph David Abram, der mit seinen Vorträgen und Büchern die «mehr-als-menschliche Welt» vorstellt und das ökologische (und politische) Bewusstsein schärfen hilft.

Der Hauch einer Ahnung

Einer ähnlichen Wahrnehmungsschule und der Suche nach einem anderen, umfassenden Bewusstsein verbunden ist Peter Mettler, der kanadisch-schweizerische Filmemacher, der schon im Atelierhaus der Schlesinger-Stiftung im Birli in Wald AR gearbeitet und sich seit 2016 dort eingemietet hat, sozusagen als Ostschweizer Zweitwohnsitz. In seinen filmischen Entdeckungsreisen wie *Gambling, Gods and LSD* oder *End Of Time* will er «das Unsichtbare sichtbar machen» (gemäss einem Buchtitel von 1995). Nun liess sich Mettler von Abrams Werk, namentlich dem jüngsten, noch nicht auf Deutsch übersetzten Buch *Becoming Animal* zu einem Filmessay zum Verhältnis von Tier und Mensch inspirieren.

Zusammen mit der schottischen Filmemacherin Emma Davie (*I am Breathing*) begleitet er den Sinnes- und Umweltforscher Abram in den Grand Teton National Park in Wyoming; in gebirgiger Landschaft, auf üppigen Wiesen oder an heissen Quellen nähern sie sich dem unergründlichen Kommunikatonsnetzwerk von Tieren, Pflanzen, Steinen und anderen Elementen der Biosphäre, von deren Zusammenwirken wir Menschen nur den Hauch einer Ahnung haben. In der Nacht durchdringt das Röhren der Elche die Tiefen der Wälder, ein unglaublicher Gesang fast wie jener der Wale, der himmelwärts hoch ausschlägt und dann wieder grollend die Erde grüsst, wie David Abram lautmalerisch erklärt – als wäre der Elchgesang die Grundlage unseres gesamten Musikschaffens.

Die animistische Sinneswahrnehmung einer «Allbeseeltheit der Natur» ist – paradox genug – dank moderner Spitzentechnik möglich. Aber Achtung, «please check surrounding for safety»: Die Warnung des Auto-Computers gilt nicht dem Bär, den Mettlers Regiekollegin Emma Davie zu hören glaubt, sondern nur der Distanz zum nächsten Baum. Immer wieder bricht das Filmteam das scheinbar unmittelbare Naturerlebnis, um die Technik bewusst zu machen oder ironisch zu kommentieren. Etwa bei einer Tankstelle, die ihre Sparangebote auf einer bewegten Leuchttafel mit rennenden Büffeln anpreist – ein typischer, irrwitziger Mettler-Moment, sagenhafte Wechselwirkungen von Natur und Technik; man mag sich an den Schuss in die Motelwand erinnern, der in *Picture Of Light* eine Schneewehe im Zimmer entstehen lässt.

Die meisten Touristen, die im Naturpark von Wyoming die Natur bestaunen, tun dies aus ihrem Autofenster, safarimässig, auch diese «anderen Tiere» bevölkern den Film. Und geben Anlass zu Fragen, etwa nach dem Grund für unseren manischen Trieb, alles festzuhalten in einer Zeit zügelloser Verschwendung. «Könnte es sein, dass sich künftige Zweibeiner wundern, was ihre Vorgänger mit der Welt anstellten?»

Hassliebe zur Technik

Am kleinen, aber stets sehr feinen Bildrausch-Festival in Basel, wo *Becoming Animal* am ersten Juni-Wochenende seine Schweizer Premiere feierte, war es Jean Perret, der langjährige Direktor des Dokumentarfilmfestivals Visions du reel in Nyon, der die Fragen stellte. Und Mettler und Davie für ihre «fantastische Naivität» dankte. «Wir sind nicht viel anders als die Touristen», meinten die Filmemacher und bekannten ihre «Hassliebe zur Technik», die diesen filmischen «Tanz mit der Modernität» ermöglicht.

Das Schauerlebnis verstärkt, wie gewohnt bei Mettler, eine grandiose Tonspur mit eigenen elektronischen Sounds, aber auch Choralgesängen und Arvo Pärt. Sie dient dem Eintauchen, nicht um das Bewusstsein zu verlieren, sondern um es zu erweitern. Ein Wermutstropfen ist vielleicht die Länge – nur 78 Minuten, man würde gern eine halbe oder ganze Stunde länger hinschauen. Aber sie «konnten nicht anders», wie Mettler schmunzelt: «Wie auch immer wir den Film schnitten, am Ende kamen immer 76 bis 78 Minuten heraus, seltsam genug.» Die Verlängerung passiert im Kopf des Zuschauers.

Premiere in Anwesenheit des Regisseurs: 27. Oktober, Kinok St.Gallen
Weitere Vorstellungen im November

kinok.ch

Dieser Beitrag erschien zuerst auf saiten.ch

montforter zwischentöne

Gruß aus der Küche
Donnerstag, 8.11., 19–19.30 Uhr
Kapelle im Vorarlberger Landeskonservatorium

Silent Stories – Foto-Jazz
Donnerstag, 8.11., 20 Uhr,
Kapelle im Vorarlberger Landeskonservatorium

Ambulanz für unlösbare Aufgaben – Systemische Aufstellung
Freitag, 9.11., 20 Uhr
Kapelle im Vorarlberger Landeskonservatorium

Aus dem Nichts – Illustration und Musik
Samstag, 10.11., 20 Uhr
Kapelle im Vorarlberger Landeskonservatorium

Kunst der Fuge, Johann Sebastian Bach
Freitag, 16.11., 20 Uhr, Domkirche St. Nikolaus Feldkirch

Silent Confrontation – Tanzperformance
Samstag, 17.11., 20 Uhr, Montforthaus Feldkirch

Geh dahin, wo du nichts bist – Ein Sonntagmorgen, drei Meditationen
Sonntag, 18.11., 8 Uhr morgens, inkl. Frühstück
Montforthaus Feldkirch

www.montforter-zwischentoene.at

COMEDIA

Katharinengasse 20, CH-9004 St.Gallen
Tel. 071 245 80 08, medien@comedia-sg.ch

WUNDERBARE AUSWAHL.
GROSSARTIGE VIELFALT.

www.comedia-sg.ch mit unseren Buch-, Comic/Manga- und WorldMusic-Tipps und dem grossen Medienkatalog mit **E-Shop!** (auch E-BOOKS)

>> EINE TAGUNG ZUR LITERATUR IM DIGITALEN ZEITALTER <<

LITERATURE ERROR

RESTART OR CANCEL

DISKUTIERE MIT UNS ÜBER LESEKULTUR, AUTORSCHAFT & STORYTELLING
+ MACHE DEIN ERSTES LITERARISCHES VIRTUAL REALITY ERLEBNIS

PROGRAMM UND ANMELDUNG AUF WWW.LIT-ERROR.CH

WANN?
08.-10. NOVEMBER 2018

WO?
UNIVERSITÄT ST.GALLEN, RAUM 09-011

WER?
ALLE INTERESSIERTEN
TEILNAHME KOSTENLOS

Institut für Medien- und Kommunikationsmanagement
Universität St.Gallen
20 JAHRE =mcm Institut für Medien- und Kommunikationsmanagement

«Man muss nicht – man kann»

Interaktion, Dialog, Demokratie: Das Playback-Theater St.Gallen spielt erzählte Geschichten improvisiert nach und schweift dabei von Banalem bis zu den grossen Fragen.

Text und Bild: Andri Bösch

Das Güterbahnhof-Areal an einem Herbstabend Ende September: Es ist kalt und von weitem erhellt der Klang einer Trompete das brachliegende Gelände. Die Gruppe des Playback-Theaters St.Gallen macht sich bereit für ihren vierten und gleichzeitig auch zweitletzten Auftritt in diesem Jahr. Farbige Glühbirnen säumen die alten Stahlträger am Eingang der Lattich-Halle, drinnen herrscht eine halbe Stunde vor Vorstellungsbeginn noch Leere.

Suche nach Essenz

Playback-Theater leitet sich vom Begriff «Zurückspielen» ab und wurde im Amerika der 1970er-Jahre entwickelt. Dahinter steckt die Idee, dass spontan erzählte Lebensgeschichten ein wunderbarer Grundstock sind, um daraus improvisiertes Theater zu machen. Das Publikum wird dabei zum Teil einer Vorführung, indem es Geschichten mitteilen und Erfahrungen schildern kann, welche dann von den Schauspielenden wiedergegeben – also zurück zur Erzählperson gespielt – werden.

«Es geht dabei nicht um eine Eins-zu-eins-Rekonstruierung, sondern vielleicht eher um die Suche nach einer Essenz des Gehörten», erklärt Tobias von Schulthess, der Leiter des Playback-Theaters St.Gallen, beim Gespräch nach der Aufführung im Lattich. Er spielt diese Theaterform seit über zehn Jahren und kommt davon nicht mehr los. «Mich fasziniert die grosse Themenvielfalt – Ernsthaftes wie Lustiges, Schweres wie Leichtes. Die ganze Palette an Emotionen kann während eines einzigen Auftrittes erscheinen.» Gleichzeitig gehe es aber auch darum, einen Dialog herzustellen unter dem Aspekt des Theaters, sowohl zwischen den Spielenden und dem Publikum als auch innerhalb der Zuschauenden. «Die einzelnen Geschichten sind oft miteinander verbunden», sagt er. «Jemand spricht von einer schweren Sicht auf ein Thema und jemand anderes von einer ganz leichten.»

Keine Interaktion = kein Theater

Laute Schreie hinter einem Vorhang. Die Theatergruppe wärmt sich ein. Die schlichte Bühne besteht aus drei Stühlen für die drei Spielenden und einer Leiter, auf welcher sich verschiedene Tücher befinden. Daneben eine Gitarre, die Trompete und verschiedene Perkussions-Instrumente. «Musik ist ein sehr passendes Element, um Emotionen zu untermalen und Stimmungen zu erzeugen. Man transportiert dadurch eine erzählte Geschichte in eine Sprache ohne Worte», schmunzelt Tobias.

Die Sitze füllen sich und das Ensemble tritt ins Licht, alle stellen sich vor. Meist steht ein Abend unter einem bestimmten Thema, um etwas Orientierung zu bieten. Dieses Mal steht die Frage «Wie lange noch?» im Zentrum. Das ist gewollt, passt es doch genau zum Lattich als Zwischennutzung und zur Überlegung, wie viel Zeit einem an diesem Ort noch bleibt.

Zu Beginn herrscht Stille. Wer will eine Geschichte erzählen? Die Spannung im Publikum ist spürbar, hie und da ein Räuspern, der Anfang braucht Überwindung. «Playback-Theater ist eine interaktive Angelegenheit und lebt auch von dieser Eigenschaft, aber es soll immer eine Einladung sein: Man muss nicht – man kann», antwortet Tobias auf die Frage, ob diese Interaktion nicht auch eine gewisse Zwanghaftigkeit beim Publikum auslöse.

Kultur, Frieden und Demokratie

Das Eis ist gebrochen, die ersten Geschichten sind erzählt. Ein älterer Herr enerviert sich lautstark über die Geldverteilung in unseren Breitengraden: «Wie lange muss ich noch zuschauen,

wie Millionen für den Bau von Strassen ausgegeben werden, für Kultur aber immer weniger?» Eine Frau macht sich angesichts des wieder vermehrt sichtbaren rechtsextremistischen Gedankenguts Sorgen um den Frieden und die Demokratie in Europa.

Auf der Bühne werden diese Begriffe zu zwei aufeinander gestellten Stühlen, ein Schauspieler stösst dagegen, alles fällt zu Boden: «Mhm, nicht so stabil wie man meinen könnte.» Die Improvisationen spiegeln gekonnt die geteilten Geschichten, die beiden Musiker spielen dazu einen extrem genauen und passenden Soundtrack. Bald sind knapp 15 Geschichten gespielt. Der Abend ist kurzweilig, amüsant, authentisch und schnell. Applaus hallt nach.

Playback-Theater anzuschauen hat durchaus eine anstrengende Komponente. Man darf mitbestimmen, die eigene Stimme erheben und in gewisser Weise Regie führen – eine sehr demokratische Art des Theaters. Wer eine persönliche Geschichte für einmal von aussen betrachten möchte oder auch einfach nur spannendes Improvisationstheater sehen will, ist hier darum goldrichtig.

Letzte Aufführung dieses Jahr mit dem Motto «Jetzt reicht's»: 15. November, 20 Uhr, Militärkantine St.Gallen

playbacktheater-sg.ch

Flüchtlingskinder und Frauenstimmrecht

Dora Rittmeyer-Iselin (1902–1974), eine zentrale Persönlichkeit der St.Galler und Schweizer Frauenbewegung, erhält endlich eine eigene Biografie.

Text: Peter Müller

Dora Rittmeyer-Iselin und ihr Sohn Heiner. Bild: Familienarchiv

Schade, dass es auf YouTube keine Ton- oder Filmclips mit Dora Rittmeyer-Iselin gibt. Da könnte man ihr wenigstens ansatzweise «live» begegnen. Schade auch, dass sie offenbar keine autobiografischen Aufzeichnungen verfasst hat. Sie hätte mit Sicherheit viel Interessantes zu erzählen gehabt, nur schon über patriarchalische Strukturen, Männer-Netzwerke und männliches Autoritätsgehabe. Aber solche Aufzeichnungen hätten wohl nicht zu ihr gepasst. Dafür war sie zu diskret, zu wenig selbstbezogen. Umso erfreulicher ist, dass es nun eine Biografie über sie gibt, die erste überhaupt, verfasst von der St.Galler Historikerin Marianne Jehle-Wildberger.

Von der Musikkritik zur Flüchtlingshilfe

Das 270 Seiten starke Buch ist eine lesenswerte Lektüre. Es erzählt das Leben einer bemerkenswerten Frau und ist gleichzeitig ein Gang durch die Flüchtlingshilfe im Zweiten Weltkrieg und durch 40 Jahre Frauenbewegung. In beidem hat sich Dora Rittmeyer-Iselin grosse Verdienste erworben. Dabei beginnt ihre Biografie eigentlich ganz anders: Die Baslerin aus gutem Haus, eine Intellektuelle, studiert Musikwissenschaften, schreibt ihre Dissertation und wird 1929 Musikkritikerin in St.Gallen. Im selben Jahr heiratet sie den Juristen und Politiker Ludwig Rittmeyer, mit dem sie eine partnerschaftliche Ehe führen wird. 1932 wird sie als eine der ersten Frauen überhaupt Lehrbeauftragte an der Hochschule St.Gallen und hält musikwissenschaftliche Vorlesungen.

Ihr protestantisches Wertesystem und ihr eigenes Wesen führen sie dann in die Flüchtlinghilfe: Von 1936 bis 1948 ist sie Präsidentin der St.Galler Hilfe für Emigrantenkinder und kümmert sich – neben ihrer eigenen Familie – um hunderte von Emigrantenkindern. Es ist eine harte, oft frustrierende Arbeit, bei der sie viel über den Umgang mit Behörden, Institutionen und patriarchalisch-autoritäre Strukturen lernt. Ihr Mann kritisiert derweil öffentlich die offizielle Flüchtlingspolitik der Schweiz. 1942 fordert er sogar im Nationalrat eine grosszügigere Aufnahmepraxis, was ihm viele Feinde macht – auch in der eigenen Partei, der FDP.

Die Macht behielten die Männer

Praktisch zeitgleich mit dem Kriegsende 1945 wendet sich Dora Rittmeyer-Iselin mit vollem Engagement der Frauenbewegung zu und wird Präsidentin der Frauenzentrale St.Gallen. Auf sie und ihre Kolleginnen warten gewaltige Aufgaben. In der politischen, rechtlichen und beruflichen Gleichstellung der Frauen liegt vieles im Argen. Nach dem Aktivdienst kehren die Männer zurück und besetzen die alten Stellen, beharren auf der alten Macht. Die Frauen haben in den Kriegsjahren Enormes geleistet, jetzt sollen sie zurück an den Herd. Die Schweiz steht vor einer konservativen Zukunft.

Dora Rittmeyer-Iselin und ihre Frauenzentrale engagieren sich in verschiedensten Belangen: von der Volksgesundheit bis zur Situation der Hausangestellten, von der Lohngleichheit bis zur AHV. Das Hauptthema ist das Frauenstimmrecht. 1959 muss Dora Rittmeyer-Iselin erleben, wie auch die zweite Volksabstimmung darüber negativ ausgeht, im Kanton St.Gallen gibt es 80,7 Prozent Nein-Stimmen. Biografin Marianne Jehle-Wildberger schreibt dazu: «Anders als beim sozialen Engagement hatte die Frauenzentrale unter Dora Rittmeyer trotz grossem Einsatz wenig Erfolg beim Kampf um die politische Gleichberechtigung. Es lag nicht an ihr und ihrem Team, sondern an den Zeitumständen, dass nicht mehr zu erreichen war. Bewunderswert ist, dass sie sich nicht geschlagen gab.» Die Kraft für diese Arbeit lieferten ihr die Familie und der protestantische Glaube. Um so schmerzlicher trifft sie 1963 der Tod ihres Mannes.

1960 gibt Dora Rittmeyer-Iselin das Präsidum der St.Galler Frauenzentrale ab und engagiert sich nun unermüdlich für die Frauenbewegung auf der nationalen und europäischen Ebene. Marianne Jehle-Wildberger zeichnet sie als kluge und unpathetische Frau mit hoher Intelligenz und gesundem Menschenverstand, kommunikativem Talent, Empathie und politischem Gespür. Bemerkenswert auch das Zitat von Sohn Heiner Rittmeyer: «Gegen aussen konnte sie manchmal forsch wirken, war im Grunde aber überaus sensibel und hatte ein mitfühlendes Herz.»

Marianne Jehle-Wildberger: *Wo bleibt die Rechtsgleichheit? Dora Rittmeyer-Iselin (1902–1974) und ihr Einsatz für Flüchtlinge und Frauen.* Theologischer Verlag Zürich und Verlagsgenossenschaft St.Gallen 2018, Fr. 32.90

«nimmer ist mir angst und bang»

Vier St.Galler Lyrikerinnen in einem Band: Claire Bischof Vetter, Erica Engeler, Christine Fischer und Maria Gertrud Macher öffnen *Lichtungen* im Waldgut Verlag.

Text: Peter Surber

Der «Gruss» könnte aus einem Kindervers stammen, so fröhlich sprudelt und reimt er vor sich hin: «Guten Morgen, lieber Morgen! / Gut geschlafen, lieber Tag? / Lasst euch kitzeln, liebe Sorgen / auf dem Giebel krächzt der Rab.» Christine Fischer fängt mit diesem «Gruss» ihr Kapitel im Band *Lichtungen* an, und nach dem Kinderton ist wenig später auch von der «Sprache der Mütter» die Rede, in einem wunderlich-tröstlichen Gedicht auf die Nacht:

Fort

Auf die Wunde des Tags
legt leis ihren Finger die Nacht
sagt in der Sprache der Mütter:
Halt still
die Vögel schlafen
ruh jetzt auch du

Reckt sich
hängt Sterne auf
das ganze Gepränge
und zieht mit den Füchsen fort
in die Wälder am Rande der Welt

Christine Fischer, Jahrgang 1952, beherrscht den launigen wie den ernsten Tonfall, manchmal könnte man ihre Gedichte sofort singen, manchmal stockt der Atem bei einer unerwarteten Kehre. Sie kann aus einer Alltags-Nebensache wie dem Schlüsselblumenduft morgens im Bus ein Gedicht-Glück machen, sie findet krude Wörter («Denkrüssel», «Flugberge», «Regendürre») für eine düstere Endzeitvision oder sie nähert sich dem Fast-nicht-Spürbaren mit gerade noch sagbaren Worten: «Auch diese eine Flocke / nur einen Lidschlag lang auf meiner Wimper / und dann nicht einmal mehr Erinnerung».

So gekonnt und scheinbar leichthändig setzen alle vier Autorinnen ihre Verse. Man merkt die langjährige Erfahrung, die jedoch nie Routine zur Folge hat, sondern Reduktion und ein sicheres Gespür für das, was gesagt werden muss, und das, was zuviel wäre. Und man spürt das Wissen um das Gedicht als doppeltes Wundermittel: die Dinge zu erkennen, aber auch zu heilen. Im Vers *Begegnung in der Früh* etwa findet Christine Fischer den kindlich vertrauensvollen Reim auf den morgendlichen «Amselkehlenklang»: «nimmer ist mir angst und bang».

Claire Bischof Vetter, Jahrgang 1948, zeichnet mit ähnlich knappem Stift die Natur im Jahreslauf nach, karge Vierzeiler für den Winter, etwas gesprächiger der «Atem des Frühlings». Weiter geht es dann, mit grossem Ernst, um die Vergänglichkeit, um die Zeit, die «nur ein Netz» ist, «durch das man fällt», um die Stille, um Kindheit und Tod:

Von Augenblick
zu Augenblick
elftausend Geburten
neuntausend Tode

Wie lange noch diese Welt
aus Jubel und Tanz
aus Schmerz und Schrei
aus Glück und Gefahr?

Erica Engeler erweitert den Horizont. Ihre Gedichte sind zum Teil durch ihr Herkunftsland Argentinien eingefärbt, rufen Büffelherde und Zikaden, Pferde und Papageien in Erinnerung, sie nehmen Bezug auf Orte und auf andere Dichter wie den Franzosen Jules Supervielle, sie deuten eine «Kartographie von Grauzonen / Schutzgebiete, Seuchengefahr / und Versprechen» an im «ungesicherten Hier und Jetzt». Engeler, Jahrgang 1949, ist ihrerseits eine Meisterin der «Hellhörigkeit» für Worte und Dinge:

Unterwegs liegt das Wort
auf den Feldern, der Tag mäht still
sein Gras bis in den Abend hinein,
während das Schweigen dunkel wird
und jede Nichtigkeit mich
hellhörig macht

Schliesslich Maria Gertrud Macher: Mit Jahrgang 1945 die Seniorin des Quartetts, findet sie starke Bilder für das sich reduzierende Leben. Totholz liegt da, «schwarze flügel / kündigen den tag an», aber dann blüht auch wieder «eine graswucht in gold» und hängen «neue vorhänge» da – allerdings «fadenscheinig».

kein aufbrausen
kein summen mehr –
auf hügelrücken
liegen schlohweiss
die je gegangenen wege
ruhn tote blätter
in einem häuflein stille.

Die Natur ist, einmal mehr, unerschöpfliche Inspirationsquelle dieser Lyrik. Aber oberflächlich ist das nie: «Einer Blume / auf den Grund / schauen // heisst // allen Dingen / auf den Grund / schauen», heisst es bei Claire Bischof Vetter einmal.

Ruth Erat bringt im Vorwort diese Leistung des Gedichts auf den Punkt: «Was sich ereignet, ist eine Wendung. Ausgeworfen ist das Netz der Aufmerksamkeit. Was wir lesend erfahren, ist die Bergung der Alltagsmomente. Was entsteht, ist Nachsinnen. Und was an Land gezogen ist, öffnet uns eine Welt.» Lyrik dieser Art sei «das Gegenstück zu dem, was in der öffentlichen Flut der Hype- und Empörungssprache all unsere Äusserungskanäle überflutet. Es ist ein Sprechen, dem eine Zuwendung vorausgeht. Sparsam. Aufmerksam. Im Kleinsten auf die Welt stossend.»

Tatsächlich steckt in den rund hundert knappen, mit Lochkamera-Fotos von Regula Engeler illustrierten Gedichten ein Mass an sorgsamer Wahrnehmung und Reflexion, das man im rasenden Tagesgeschäft sonst vergeblich sucht. «Ob wir das Andacht nennen können – dürfen?», fragt Ruth Erat im Vorwort.

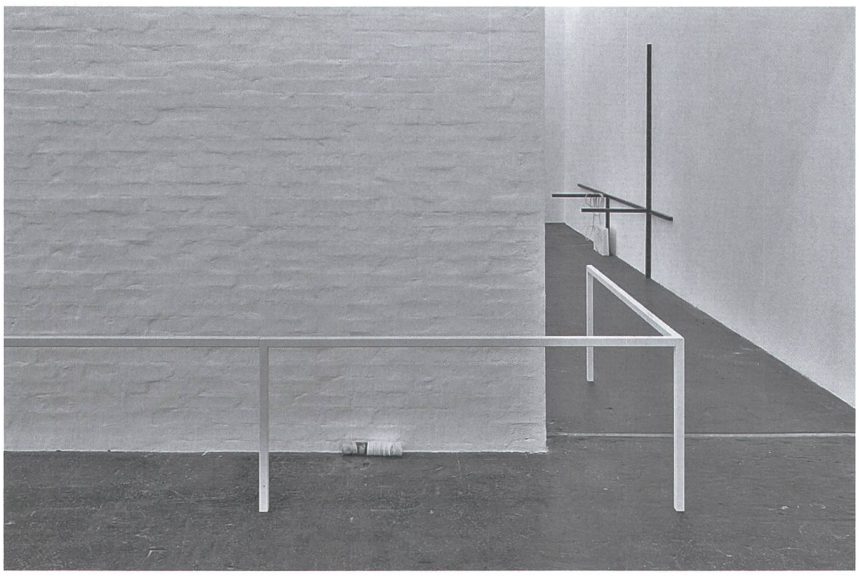
Claire Bischof Vetter, Erica Engeler, Christine Fischer, Maria Gertrud Macher: *Lichtungen.* Gedichte, mit Illustrationen von Regula Engeler, Waldgut Verlag, Frauenfeld 2018, Fr. 24.–

Buchpremiere: 13. November, 19 Uhr, Raum für Literatur, Hauptpost St.Gallen

Passiv-aggressives Pastell

Ein Rundgang durch die aktuelle Ausstellung «Indoor Life» von Valentina Stieger in der Kunsthalle St.Gallen.

Text: Julia Kubik, Bild: Gunnar Meier, Kunsthalle St.Gallen



Es gibt einen Punkt des Aufräumens, an dem man merkt, dass man gerade zu weit geht. Und trotzdem kann oder will man nicht mehr aufhören und ergibt sich dem Ordnungsrausch, dem sukzessive sämtliche einst geschätzten Dinge zum Opfer fallen, weil sie nicht der neuen übergeordneten Ästhetik entsprechen. Alles muss plötzlich rechtwinklig ausgerichtet, farblich abgestimmt und sowohl im Detail als auch in der Vollraumansicht harmonisch sein.

Das einzige Problem auf diesem Gipfel der Perfektion: Man muss den Raum als Mensch danach verlassen. Die organische Unordnung eines lebendigen Wesens stellt eine Gefahr dar für die austarierte Endgültigkeit der Dinge. Bleibt man, wird es ein endloser Kampf gegen sich selbst. Weil man nun aber schlussendlich meistens wohnt, um zu leben und nicht umgekehrt, geht der Prozess der Ordnungsoptimierung früher oder später wieder in Zerstörung und Chaos über. Irgendwo an dieser Schnittstelle befindet sich die Rauminstallation «Indoor Life» von Valentina Stieger.

Tischbeinevolution

Am Anfang ist fast alles weiss. Ein Tisch, der seinem ursprünglichen Wesen entflohen ist, klebt als pures, weisses Gestänge an der weissen Wand und sieht aus wie ein DIN-genormter Prototyp für eine futuristische Stabheuschrecke. Seltsam karg und offensichtlich zweckfrei – und trotzdem oder gerade deswegen entsteht Raum für Poesie und Humor.

Noch befinden wir uns im Zwischengang, der die beiden grossen Ausstellungsräume in der Kunsthalle verbindet. Die groteske Wirkung der Wandstangenskulptur wird unterstützt durch den atmosphärischen Wechsel aus dem ersten Raum, in dem Renato Leotta eine wortwörtliche Sandsammlung zeigt. Auf der anderen Seite des Ganges steht das gleiche Vierkantmetall-Gestänge in anderer Ausformung auf durchschnittlicher Tischhöhe und zieht sich der Wand entlang. Die erste Assoziation: Absperrung. Eine designte Absperrung zwar, edel und hochwertig, aber in ihrer Gesamtwirkung trotzdem ein Verbot.

Folgt man der Sperrstange, landet man im grossen Raum. Ein Raum, in dem offensichtlich Raum an sich eine grosse Rolle spielt. Der Titel der Ausstellung verrät das bereits: «Indoor Life», frei übersetzt entweder drinnen leben, Innenleben oder gelebter Innenraum. Das Element der Stangen zieht sich weiter, Wachsplatten kommen hinzu, Seile und eine grosse Glasplatte, die zumindest an einer Stelle die autonomen Stangen wieder zu einem Tischmoment zusammenführt.

Alles am exakt richtigen Platz

Auf einer emotionalen und visuellen Wahrnehmungsebene fällt zuerst auf, wie wunderbar das alles ausgeglichen ist. Ohne zu wissen, warum genau und auf welcher ästhetisch-physikalischen Erkenntnistheorie fussend, spürt man, dass hier alles am exakt richtigen Platz liegt. Was den Kreis zum Anfangsszenario der absoluten Ordnung schliessen würde – wären da nicht die sich anbahnenden Zweifel und Anzeichen der lauernden Zerstörung. Diese materialisiert sich unter anderem in einem Element, welches schon im Gang auftaucht: vermeintlich lose gestreute und zufällig abgestreifte weisse Socken. In zwei von ihnen stecken zusammengerollte Interiordesign-Magazine. Eine weitere Metaebene von Design? Ein loses Zitat? Die letzten menschlichen Überreste in einem komplett synthetisch bestückten Wohnzimmer?

Auch die Wachsplatten sind mehr suspekt als harmonisch. Sauber geschnittene Rechtecke mit glatter Oberfläche und unterschiedlichen Pastellverläufen, von weitem leicht mit überdimensionalen, ungestalteten Seifen zu verwechseln. In ihnen stecken Seile aus verschiedenen Materialien. Nur eines haben sie gemein: Sie sind aus nicht-brennbarem Material. Alles in allem könnten sie als das dysfunktionale Gegenstück zu gemütlichkeitsstiftenden Dekokerzen durchgehen.

Das Zusammenspiel aller Elemente erinnert auch an modulare Möbelsysteme, die zwar suggerieren, dass man sich mit ihnen individuell einrichten kann, sich aber gleichzeitig durch grösstmöglichen Minimalismus jeglicher Handschrift entziehen. Fragen rund ums Wohnen und die Ästhetik alltäglicher Infrastruktur haben Valentina Stieger, die St.Galler Künstlerin mit Jahrgang 1980, schon in früheren Arbeiten beschäftigt. Materialitäten, Dimensionen und Strukturen spielen die kühlen Hauptrollen, und zwischen der konzeptionellen Strenge entstehen seltene Gefühle.

Wäre diese Ausstellung ein Musikstück, dann wäre es definitiv Ambient, durch und durch konstruierte Beats mit phantastisch-toxischen Farben im Untergrund.

Valentina Stieger – Indoor Life: bis 2. Dezember

kunsthallesanktgallen.ch

Das neue Kapitel im Evangelium

Doppelbödig, stellenweise verdorben und aus purer Liebe gebaut: *Melodies of Immortality* heisst das neue Album von Lord Kesseli & The Drums. Ende November wird es im Palace getauft.

Text: Corinne Riedener

Das Debut von Lord Kesseli & The Drums war noch ein wenig heller, leichtfüssiger. Der Lord (Dominik Kesseli) war ein vermeintlicher Guru des Guten, eine Lichtgestalt mit Hang zum Opulenten, und die Drums (Michael Gallusser) taten das Übrige zum hymnisch-verschrobenen Soundtrack der sakralen Zeremonie. Auf dem neuen Album *Melodies Of Immortality* schaut die Welt etwas anders aus. Sie ist komplexer geworden, noch doppelbödiger und kaputter, die Geschichten darin sind aber wie gewohnt voller Pathos, Höhen und Tiefen.

Die Singleauskopplung *Chemical Mother* geistert schon seit Mitte September im Netz herum. Am farbenprächtigen Video dazu hat unter anderem Thomas Kuratli mitgearbeitet, auch bekannt als Pyrit. Man spürt, dass die drei St.Galler oft und gerne zusammenarbeiten. Man ahnt aber auch, dass mit dem Lord und den Drums etwas passiert ist in den vergangenen eineinhalb Jahren. Aus den früheren Ministranten wurden Brandlöcher und aus dem weissen Gewand eine schwarze Robe.

«Strong» und «Weak»

«I am healthy, strong and hot as hell», heisst es im Text. Das sollten wir uns alle jeden Tag als Leitspruch nehmen, ganz ohne Hintergedanken. Doch so einfach ist es leider nicht, schliesslich kann einem jederzeit das «weak mind» in den Lauf funken, von dem im Text ebenfalls die Rede ist. Die Kluft zwischen diesen beiden Bewusstseinszuständen ist allzu oft finster und schmerzlich. In Musik übersetzt, könnte das so ähnlich tönen wie *Chemical Mother*.

Cold War hat zu Beginn eine versöhnliche Note. Von weit her schwingt die Erinnerung an Frank Sinatras *My Way* mit. Im Kopfkino: Glückliche Wesen, die füdliblutt zusammen in der Wiese liegen, im Schatten eines Turms, aus purer Liebe gebaut, und sich in die Ekstase küssen. Das tönt nach Hippie-Fantasie, nach plumper Gutmenschen-Nostalgie, doch es ist mehr als das, denn die musikalische Hülle, zunehmend düster und stellenweise verdorben, droht immer wieder aufzubrechen, sie kippt ins Melancholische, Mechanische. Man kommt sich ein bisschen vor wie auf Instagram: Alle sagen einem, wie glücklich man sein soll oder sein könnte, aber hinter der Fassade tun sich die bulimischen Abgründe der Leistungs- und Hochglanzgesellschaft auf. Vor allem im zweiten Teil von *Cold War*, wenns eine Oktave tiefer geht.

Wo wir beim Thema Internet sind: Das ironische *Hail To The Economy* fasst die Schattenseiten des Kapitalismus in Verbindung mit dem technologischem Fortschritt ziemlich knackig zusammen. Untermalt von lieblichen Gitarren erzählt uns der Lord, dass wir gar nicht mehr nachzudenken brauchen dank der «million dollar search engine», dass die Gutmenschen schachmatt sind, weil sich Angst in Hass verwandelt hat, und dass unbekannte Übergötter derweil Krieg spielen und wie von Zauberhand enorm dran verdienen. Kluge Texte über die Folgen dieser Entwicklungen findet man auch im Studium, in philosophischen Runden oder ab und zu in Sonntagszeitungen. Wer es kompakter will, kann sich den Lord und die Drums anhören – «hail to the slavery!»

Rotweinflecken auf dem Spitalbett

Zum Glück gibt es noch die Liebe. Wenn da etwas schiefgeht, leidet wenigstens nicht die ganze Welt darunter. *Wizard* wird begleitet von Echos und vermeintlich harmlosen Klavierakkorden. Das Stück beginnt hoffnungsvoll und endet im oft zerstörerischen Bann der Liebe und dem alles beherrschenden Kummer, der manche zu Monstern werden lässt. Oder ist der *Wizard* bzw. die Liebe auch wieder eine Metapher für den Kapitalismus? Man kann es so oder so auslegen. Ähnliches gilt für *Robert My Robot*, der wohl eher eine Substanz als ein Roboter sein dürfte. Je verzweifelter er besungen wird, desto verzweifelter flirren die Gitarren.

In *Just A Dream* geht es um Psychopharmaka und den Wahn. «I wish, I wish you could see her by my side, I wish, I wish you'd believe that she's alive», heisst es im Text. Auch musikalisch steigern sich Lord Kesseli & The Drums in etwas hinein, in eine Art Down-Tempo-Reggaeton samt einer Prise *Urban Hymns* von The Verve. Beim Hören stellt man sich die Frage, was «Realität» überhaupt bedeutet und ob eine sogenannte alternative Realität wirklich ständig hinterfragt oder sogar mit Medikamenten behandelt werden muss, solange der oder die Betroffene keinen Leidensdruck verspürt.

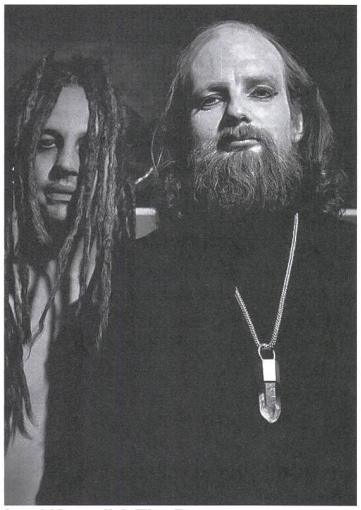
Eine andere Frage, die man sich während der 45 Minuten beim Hören von *Melodies Of Immortality* stellt: Von welchem John ist im titelgebenden Stück die Rede und was ist los mit seiner Flöte? «John, the drums and I are the last ones to know», heisst es da mantramässig, gesungen von einer Stimme wie Kerzenwachs, dahinter dröhnender Bass. Vielleicht gibt es die Antwort an der Plattentaufe. Dort wird hoffentlich auch Sängerin Marie Malou dabei sein, die auf dem achten und letzten Stück *Winterstorm* ihren ganz eigenen Hoffnungsschimmer dazugibt und für ein versöhnliches Ende sorgt. Schön wärs!

Melodies Of Immortality ist ein gelungenes, neues Kapitel im Lord Kesseli & The Drums-Evangelium. Eher aus einem Guss als der Erstling. Manchmal etwas harter Stoff, der live sicher grandios daherkommt, aber nicht unbedingt etwas für die allmorgendliche Busfahrt in den Stollen ist. Mehr für rauchgeschwängerte Keller und Spitalbetten voller Rotweinflecken.

Lord Kesseli & The Drums: *Melodies Of Immortality*
ab 23. November erhältlich, als Doppel-Vinyl, erschienen auf Irascible Records

Plattentaufe: 30. November, Palace St.Gallen

lordkesseliandthedrums.com, palace.sg



Lord Kesseli & The Drums
Bild: Karin Schmid

Geschichte

Das schwere Erbe der Väter

Der Konstanzer Autor Hermann Kinder publiziert und kommentiert das Familienalbum seines Vaters.

Text: Jochen Kelter

Zunächst einmal musste Hermann Kinder das Tagebuch seines Vaters aus den Jahren 1942 bis 1949, das seit dem Tod der Mutter bei ihm lagerte, in lateinische Schrift transkribieren. Denn die Sütterlinschrift, wie die vor dem Ersten Weltkrieg Geborenen sie schrieben, ist uns Nachgeborenen kaum leserlich – keine kreative, eine mühevolle Leistung. Kinder kommentiert sodann kenntnisreich den Inhalt, geht also nicht wie andere Autoren auf fiktionale Vatersuche.

Die Familie als «Fluchtburg»

Der Vater stammte mütterlicher- wie väterlicherseits aus einer Lehrer- und Pfarrertradition, er war Theologe, nach dem Krieg Theologie-Professor in Münster. Während des Nationalsozialismus stand er der Bekennenden Kirche nahe, die den Nazis und den (reformierten) «Deutschen Christen» der Reichskirche gegenüber kritisch war. Das behinderte die Laufbahn von Ernst Kinder. Aber sein Sohn legt dar, dass die Zugehörigkeit zur Bekennenden Kirche, mit dem «Märtyrer» Dietrich Bonhoeffer (der im KZ umkam) oder dem Theologen Martin Niemöller, im Nachkriegsdeutschland als Exkulpationsstrategie benutzt wurde. Die Nähe zu ihr schloss eine zeitweilige Mitgliedschaft in der SA ebenso wenig aus wie eine nationalistische bis nationalsozialistische Gesinnung.

Zu Beginn des Zweiten Weltkriegs wird der Vater Soldat, macht den Polen-, den Frankreich-, den Feldzug auf dem Balkan und jenen verheerenden in Russland mit. Dabei dient er sich vom einfachen Soldaten bis zum Hauptmann und Kompaniechef hoch, was auf Gesinnung, Tatkraft und eine intellektuelle (und ideologische?) Überlegenheit gegenüber anderen schliessen lässt. 1942 beginnt er seine Aufzeichnungen, die Kinder treffend als «familiäre Überlebens-Festschrift. Das Manifest einer Kohorte» bezeichnet. Der Zusammenhalt der Familie, einer «Fluchtburg», steht über allem; von politischen Differenzen, die es sehr wohl gab, ist nie die Rede.

Der Erzähler blendet auch aus, was er auf den Feldzügen, die er mitgemacht hat, gesehen oder erlebt haben dürfte. Vom «Schrecken» des Kriegs ist die Rede, am Ende von der «Katastrophe», aber nie von eigenem Leiden. Kinders Vater erweist sich als selbstloser Stoiker, eine «Tugend», die er mit vielen Altersgenossen teilt.

Hermann Kinder zeigt auch, dass direkte Nachkommen und selbst Enkel noch in den Traumata dieser Kriegsgeneration gefangen sind, wenn auch nur ex negativo. «Erwachsen werdend, bestückt mit kritischem historischem Wissen, wurden uns die Eltern fremd. Wir machten sie fremd ... Wir verhafteten sie ins Gefängnis von Krieg und Faschismus.» Mit den Jahren wurde der Blick auf die Eltern milder. Das hing mit ihrem fortschreitenden Alter, aber auch mit dem der Nachgeborenen zusammen. Und mit der veränderten politischen Lage, der deutschen Wiedervereinigung etwa, nicht zuletzt mit einer neuen Historiografie, die auch die Leiden der Zivilbevölkerung, die Bombardierung der Städte durch die Alliierten, Flucht und Vertreibung thematisiert. Daraus ergab sich, so Kinder, ein differenzierterer Blick auch auf die eigenen Eltern.

Von Einsicht keine Spur

Zugleich bleibt, zumindest geht es dem Rezensenten so, eine tiefe Kluft nicht nur zwischen der Sütterlin- und unserer lateinischen Schrift, sondern auch zwischen den Vätern (und wohl auch Müttern) und uns, den Töchtern und Söhnen. Dieser Vater Ernst Kinder bleibt mir, nicht als reformierter Theologe, sondern als Mensch, völlig fremd. Die zur Fluchtburg stilisierte (und wohl zensurierte) Familie bleibt mir ebenso unbegreiflich wie der empathielose Blick auf die Gräuel des Kriegs, der alles um ihn her und sogar sich selbst ausblendet.

Und auch nach dem Ende, der Niederlage des Faschismus, ist von Einsicht keine Spur. In den Notizen aus der Gefangenschaft notiert Ernst Kinder: «... dass all das, was man uns an sogen. ‹Vergeltung› angetan hat, längst dasjenige weit überschreitet, was wir Böses getan haben ... Es müsste einmal ein Nürnberger Prozess darüber stattfinden, was Deutschland ... vor dem Krieg, im Krieg u. vor allem nach dem Krieg angetan wurde – Entsetzliches käme zutage!» Hermann Kinders Buch hingegen ist ein wichtiger Beitrag zur Bewusstseinsgeschichte des 20. Jahrhunderts.

Hermann Kinder: *«Die Herzen hoch und hoch den Mut.» Das Familienalbum meines lutherischen Vaters 1942–1949*. Verlag Klöpfer & Meyer 2018. Fr. 28.90

Literatur

Wortschaukeln in Altstätten

Das Diogenes-Theater Altstätten ist 40. Gefeiert wurde schon seit dem Frühling; zum Abschluss der Jubiläumsaktivitäten lädt das Theater im November auf die «Wortschaukel»: Eine Woche lang lesen Autorinnen und Autoren, es gibt Workshops und Kinderprogramme.

Der wohl prominenteste Gast heisst Alex Capus: Er liest zum Finale am ominösen 11.11. aus dem neuen Roman *Königskinder*. Klingende Namen sind auch die weiteren Autorinnen und Autoren des einwöchigen Buchfestivals: Arno Camenisch und Ralf Schlatter gehören zu den gefragtesten und unterhaltendsten Textern hierzulande, die Kinderbuch-Autorin Kathrin Schärer erzählt, Frédéric Zwicker liest aus seinem Erstling *Hier können Sie im Kreis gehen* samt musikalischer Begleitung durch seine Band Knuts Koffer und Gülsha Adijli kündigt eine multimediale Lesung an. Schliesslich Tim Krohn – mit ihm verbinde das Diogenes eine besondere Beziehung, erzählt Co-Theaterleiter Michel Dawidamann: Zum Jubiläum hat sich das Theater nämlich eine Krohn-Geschichte geschenkt. Sie ist unterdessen auch im jüngsten Band der Buchtrilogie *Menschliche Regungen* des Autors erschienen.

Literatur habe es innerhalb eines Kleinkunstprogramms generell nicht leicht; Bücher seien ein Minderheitenprogramm, das stelle nicht nur das Diogenes fest, sondern auch die städtische Bibliothek Rehburg, die das Programm mitgestaltet. Deshalb habe man zum einen auf prominente Namen gesetzt, sagt Dawidamann, und zum andern auf die Festivalform: Eine Woche lang reiht sich Abend für Abend Buch an Buch, und wer mehrmals kommt, geniesst schon beim dritten Mal freien Eintritt. Auch die Mischung von Programmen für Kinder, für Jugendliche wie für Erwachsene ist Absicht. Und neben den national bekannten Autoren dürfte auch ein Einheimischer viel Publikum anziehen: Christoph Mattle, früherer langjähriger Chef des kantonalen Amts für Mittelschulen, erzählt im Oberrieter Dialekt Geschichten, darunter das *Oberieder Rhiimügerli*.

Im 40. Jahr seines Bestehens hat das Theater gefeiert, aber auch seine Zukunft gesichert: Es spannt künftig mit dem Ortsmuseum Prestegg zusammen. Im Juni dieses Jahres stimmte die Altstätter Bevölkerung dem Projekt eines Theatersaals im Nordflügel des Schlosses Prestegg und damit einem neuen «Zentrum für Geschichte und Kultur» zu. Geht alles nach Plan, so spielt das Diogenes ab Frühling 2021 am neuen Ort, mit mehr Platz und zeitgemässer Ausstattung. Und mit einem gestärkten Fundament, was die Trägerschaft betrifft: mehr als 700 Mitglieder zähle der Verein aktuell, rund 100 seien im Jubiläumsjahr hinzugekommen. «Wir haben den Eindruck, dass das Theater an Beachtung hinzugewonnen hat, sagt Dawidamann, der mit seiner Frau Heidi den Verein co-präsidiert. «Synergien» mit dem Museum,

aber auch mit der Bibliothek und den Schulen, mit denen man intensiv zusammenarbeite, sollen die Position der ältesten Kleinkunst-Institution im Rheintal weiter festigen. Die «Wortschaukel» schaukelt aber noch am alten, geschichtsträchtigen Ort. (Su.)

Wortschaukel: 6. bis 11. November, Diogenes-Theater Altstätten

diogenes-theater.ch

Musiktheater

Bruder Klaus, neu besichtigt

Historische Stoffe haben eine offenbar ungebrochene Anziehung für Theatermacher. Das ist typisch für retrovertierte Zeiten und überzeugt vor allem dann, wenn das Gestern sich vor dem Heute behaupten muss und die Gegenwart die Reibung mit der Vergangenheit nicht scheut. Beides beansprucht das Musiktheater *Ranft-Ruf* einzulösen.

Zwei Schauspielerinnen und zwei Schauspieler, ein Cellist und ein Vokalquartett bringen das Stück in der Inszenierung von Simon Jenny auf die Bühne. Es beginnt mit dem Sterben des Bruder Klaus und endet an seinem Grab. Dazwischen spielt sich die Begegnung und Konfrontation von heutigen Zeitgenossen mit den historischen Figuren von Dorothea und Niklaus von Flüe ab. Eine junge Journalistin stellt kritische Fragen, ein Historiker forscht nach der geschichtlichen Wahrheit, und im Zentrum: das Ringen um den eigenen und doch gemeinsamen Weg von Dorothea und Niklaus von Flüe. Das Musiktheater *Ranft-Ruf* fragt gemäss Ankündigung nach der Aufgabe als Mensch und als Bürgerin oder Bürger dieser Welt.

Simon Jenny, der Autor und Komponist, hat das Stück 2017 geschaffen; der Auftrag kam vom Kloster Kappel aus Anlass des Gedenkjahrs 600 Jahre Niklaus von Flüe. Jenny war als Hornist tätig, bevor er Theologie studierte und als Pfarrer die Huttwiler Kirchenspiele schuf und leitete. Dorothée Reize spielt Dorothee, Markus Amrein den Bruder Klaus, Sylvia Garatti und Luc Müller sind die Personen von heute.

«Wesentliche Änderungen beginnen oft an den Rändern. Niklaus von Flüe wäre heute ein Randständiger. Am Rand hat er zur Mitte gefunden. Und eine stille Kraft entfaltet, die weiterwirkt, über sechs Jahrhunderte bis in die Gegenwart», sagt der Berner Autor Lorenz Marti zur Aktualität des Einsiedlers von Flüeli-Ranft. Wie es um diese Aktualität und die bis heute provozierende Position des Heiligen tatsächlich steht, davon kann man sich beim Gastspiel in der St.Galler Mangenkirche selber ein Bild machen. (Su.)

18. November, 17.30 Uhr, Kirche St.Mangen St.Gallen

ranft-ruf.ch

Theater

Rebellion: Wofür? Wogegen?

Anstossen oder Anstoss erregen? Szene aus *Apéro riche*. Bild: Flavio Ferrari.

Checkpoint Säntis hiess das Stück, mit dem 2016 dem alten Schwägalphotel vor dem Abbruch noch einmal theatralisch Leben eingehaucht wurde. Mit dabei: die Laienspieler eines Vereins namens Varain, die weitere drei Jahre zuvor beim Festspiel zur Appenzeller 500-Jahr-Feier in Hundwil zusammengefunden hatten. Den Varain gibt es noch immer, und er hat einen neuen Stoff gefunden, wiederum historisch und aktuell zugleich: 100 Jahre Landesstreik. Spielort ist eine Halle der Getränkeproduzentin Goba im ausserrhodischen Bühler.

Dort laden die Varains-Mitglieder vom 26. Oktober an zum Apéro riche. Was als feierliches Anstossen zum «Jubiläum» des Landesstreiks beginnt, nimmt aber bald weniger feierliche Züge an. Wofür würde ich selber protestieren? Wie könnte eine Form von Widerstand aussehen? Das sind die Fragen, die sich die Spielerinnen und Spieler selber gestellt haben – und an denen sich die Figuren in der Gobahalle jetzt reiben bis zur Eskalation. Aus dem Landesstreik wird so *Apéro riche – De Landesstreik oder wa no übrig isch devo*.

Regisseurin Katja Langenbach, von der Truppe engagiert, sagt, die Thematik habe sie von Beginn weg interessiert, gerade in einem ländlichen Gebiet, wo ja keine ausgeprägte Protestkultur bestehe. Das habe sich zu Beginn denn auch bestätigt: Der Landesstreik ist weit weg, und worum heute zu kämpfen wäre, diese Frage ergab erstmal «eher ein Vakuum», sagt Langenbach. Heute beanspruchten mehrheitlich rechtsnationale Kreise das Wort «Widerstand» für sich – umso spannender die Frage, an welchen Stellen und zu welchen Themen Rebellion angesagt wäre, «auch wenns uns mehrheitlich gut geht».

Über Improvisationen entstanden nach und nach 21 Variationen zum Thema Widerstand, Material, welches die Regisseurin zusammen mit der Autorin Rebecca C. Schnyder und dem Ensemble dramaturgisch in Form brachte. Das fertige Stück zeige Figuren, die sich trauten, neben anderen, die sich in ein Vereinskollektiv flüchteten oder den Aufstand im Familienkreis probten, sagt Langenbach.

Jetzt, kurz vor der Premiere, äussert sie sich begeistert darüber, «wie engagiert und mutig die Spielerinnen und Spieler sich auf die Thematik, die Arbeitsweise und das Theater eingelassen haben und wie stark sie ihre persönlichen Geschichten haben einfliessen lassen». Das Ensemble zieht alle Register, zu den Sprechszenen kommen Gesangseinlagen hinzu, Projektionen, Grotesken, choreografische Auftritte ergäben insgesamt «ein buntes Kaleidoskop». Und die Halle? Die sei sehr beeindruckend mit ihren bis zu vier Meter hohen Türmen aus Harassen. «Die ideale Kulisse für Theater», sagt die Regisseurin. (Su.)

***Apéro riche – De Landesstreik oder wa no übrig isch devo*: 15 Vorstellungen bis 17. November, Gobahalle Bühler**

theater-varain.ch

Literatur

Treffpunkt der Schwarzkünstler

«Das erste Buch, das vom Verlag herausgegeben wurde, war zugleich das letzte Buch der DDR: *Ostberliner Treppengespräche* von Jan Silberschuh. Es wurde in 999 Ex. gedruckt und am 2. Oktober 1990 um 23.59 Uhr ausgeliefert; es wurde eines der schönsten deutschen Bücher 1990 und erhielt den Preis der Stiftung Buchkunst in Frankfurt/Main.» So erzählt es die Verlagsgeschichte der Katzengraben-Presse. Seither gibt der Verlag jährlich zwei Werke (im Frühjahr und Herbst) in limitierter Auflage von 999 Exemplaren heraus. Jetzt ist die Katzengraben-Presse und ihr Gründer Christian Ewald, Jahrgang 1949, Ehrengast an der Frauenfelder Buch- und Druckkunstmesse. Beat Brechbühl, Verleger des Waldgut-Verlags und Doyen der Messe, sagt dazu: «Für mich ist Christian Ewald in Sachen Bücher, Gestaltung und Präsentation seiner Werke einer der einfallsreichsten Menschen.»

Die Frauenfelder Buch- und Druckkunstmesse ist eine einzigartige Werkschau von Büchern, Gestaltung, Drucken, Einbänden und Papieren. Veranstaltet wird sie alle zwei Jahre, 2018 bereits zum 14. Mal. Auf der Messe, die in zwei Hallen im historischen Eisenwerk in Frauenfeld stattfindet, präsentieren sich alte Handwerke im Bereich Druck und Papier und zeigen zeitgenössische, künstlerische Anwendungsmöglichkeiten von Bleisatz, Handpressendruck, Kupfertiefdruck, Handbuchbinderei, Holz- und Linolschnitt, Typografie, Papierschöpfen, Papierkunst, Druckkunst und Künstlerbuch.

Viele der Aussteller führen ihre Kunst sogar live am Stand vor, wozu zuvor mitunter tonnenschwere Maschinen in die Werkhalle manövriert werden. Die Besucher und Besucherinnen sind eingeladen, den Arbeiten zuzusehen, zu staunen, zu riechen, zu fühlen und mit den Künstlern ins Gespräch zu kommen. Und natürlich können sie alles, woran sie Gefallen finden, käuflich erwerben: alte und neue Bücher, Handpressendrucke, Einblattdrucke, Alben und Kassetten, Marmor- und Künstlerpapiere, hand- und maschinengeschöpftes Bütten, Kunst und Kleinkunst, Karten und Geschenke.

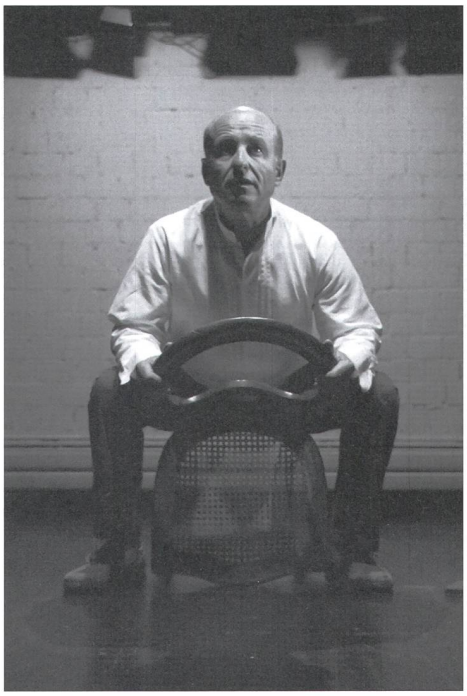
Die Austeller und Ausstellerinnen kommen aus Deutschland, Österreich, Frankreich, Irland, Liechtenstein und der Schweiz zur Messe nach Frauenfeld, und dies teilweise seit Jahren und Jahrzehnten. Andere junge Kollegen sind erstmalig mit dabei. Denn die «Schwarze Kunst» – so nennen die Handpressendrucker ihr Gewerk – findet beständig neue Adepten, die mit frischen Gestaltungs- und Anwendungsideen das alte Handwerk lebendig halten.

Gallus Frei-Tomic
2. bis 4. November, Eisenwerk Frauenfeld

waldgut.ch

Theater

Ein lächerlicher Mensch



Für literarisches Theater gibt es in St.Gallen erfreulicherweise mehr als eine Adresse: das Parfin de siècle, das Theater 111 und die Kellerbühne. In letzterer hockt, neulich beim Probenbesuch, Schauspieler und Theaterleiter Matthias Peter auf einem simplen Stuhl, Lehne nach vorn – und hebt ab ins Weltall. So will es die Textvorlage, die fantastische Erzählung *Der Traum eines lächerlichen Menschen* des russischen Dichters Fjodor Dostojewski.

Der namenlose Ich-Erzähler, der «lächerliche Mensch», ist seines Lebens und der ganzen Welt überdrüssig. Alles ist ihm egal, bis er am Nachthimmel an jenem 3. November einen Stern entdeckt. Zuerst will er sich erschiessen, einen «schönen Revolver» hat er zur Hand, aber die Begegnung mit einem Kind hält ihn nochmal vom Selbstmord ab. Stattdessen schläft er ein, fliegt im Traum hinaus ins Weltall und auf jenen Stern: eine andere, zweite Erde. Dort herrscht das goldene Zeitalter, glücklich und frei von Sünde und Sorge leben die Bewohner der Idealwelt – bis zur Ankunft des Fremden, der sie mit der «Sünde» infiziert beziehungsweise mit all den Schlechtigkeiten der modenen Welt. Lüge, Wollust, Eifersucht, Grausamkeit, Gewalt, Scham breiten sich aus, und die Bewohner der Anderswelt erinnern sich schon bald kaum noch daran, «dass sie einmal glücklich gewesen waren». Doch auch für den «lächerlichen Menschen» geht die Geschichte übel aus – wenn auch nur im Traum.

Der 1877 erschienene Monolog habe ihn auf Anhieb formal angesprochen, sagt Matthias Peter – als idealer Solo-Text. Inhaltlich sei es jedoch nicht «Liebe auf den ersten Blick» gewesen. Der Nihilismus des Erzählers oder die religiösen Bezüge, die bei Dostojewski unüberhörbar sind, warfen Fragen auf. Peters Bühnenpartner Daniel Ziegler, der bei dieser Produktion Regie führt, war hingegen von Beginn weg überzeugt vom Text und hingerissen von dessen Zivilisationskritik, die es sich nie einfach mache, sondern gesellschaftliche Entwicklungen analysiere, die bis heute aktuell sind. «Missionarisch» sollte das Stück auf keinen Fall werden; eine karge Bühne, wenige Requisiten und ein klares Lichtkonzept sorgen für eine lakonische Inszenierung, in deren Zentrum das Wort steht: Dostojewskis grandioser und vom Schauspieler souverän gemeisterter Text.

Mit dem «lächerlichen Menschen» knüpft Matthias Peter an frühere, nicht minder kontroverse Bühnengestalten an, etwa den Bartleby aus dem gleichnamigen Roman von Hermann Melville, der zu einer Erfolgsproduktion des Theaters wurde. (Su.)

Kellerbühne St.Gallen, 31. Oktober (Premiere), 2., 3., 4. November, Zusatzvorstellungen 14., 16., 17. November

kellerbuehne.ch

Mixologie

Frisciana

Dieses Rezept ist für eine grössere Gesellschaft berechnet und ergibt ungefähr 15 Gläser:

> In eine Bowleschüssel gibt man zwei Pakete Frisco-Himbeeren und übergiesst diese mit einer Flasche Sandeman «Old Invalid»-Portwein und drei Messgläsern Apricot-Brandy. Gut zugedeckt lässt man das Ganze drei Stunden möglichst kaltgestellt ziehen. Will man es trinken, so giesse man zwei Flaschen «Champréveyres champanisé» und zwei Flaschen Eptinger hinzu. Mit einem Bowlelöffel oder Suppenschöpfer vorsichtig durchfahren und servieren. Hierzu reicht man trockenes, nicht zu süsses Gebäck.

Frisciana. Was es wohl mit diesem Bowlenrezept auf sich hat? Mixgetränke beziehungsweise deren Bezeichnung haben oft eine mehr oder weniger kryptische Bedeutung. Zugegeben, «Sex on the beach» ist ziemlich direkt und flach – lässt in kognitiver, tja, eigentlich auch in kulinarischer Hinsicht jeden Tiefgang vermissen. Nichtsdestotrotz versuchen wir hier Klarheit zu schaffen!

Eine erste Spur führt uns zur korsischen Sprache. Auf der Mittelmeerinsel steht der Begriff «Frisciana» für «kühlen Wind». Ein Getränk also, das bestens zum diesjährigen, überheissen Herbst passt. Ausschlaggebend fürs Erfrischungsgefühl in Schraemlis Rezept sind eindeutig die tiefgefrorenen Frisco-Himbeeren. Mit dem Einzug der Kühlgeräte ins Schweizer Eigenheim in den 1950er- und 60er-Jahren wurde das Geniessen von Himbeeren zur saisonalen Unzeit möglich. Nicht wie bis anhin nur im Einmachglas, sondern in Form von ganzen Früchten.

Beim Durchforsten von Harry Schraemlis Archiv stösst man auf allerlei Kuriositäten. Schnell wird klar: Der Mann wusste, wie man Geld verdient. Unter seinen Publikationen findet sich eine Reihe von Heftchen, die heute unter dem Begriff «sponsored content» durchgingen. Und längst nicht nur Frisco gehörte zu den Auftraggebern. Auch hochoffizielle Stellen nahmen Schraemlis Dienste in Anspruch. 1960 beauftragte die eidgenössische Alkoholverwaltung Schraemli, in Zusammenarbeit mit der «Propagandazentrale für die Erzeugnisse der Landwirtschaft» eine Broschüre auszuarbeiten. Ganz im Sinne des Thurgaus lautete der Titel: «Köstliche Obstsaft-Drinks für die Schweizer Familie».

Unter den vielen Publikationen Schraemlis – insgesamt mehr als 30 – findet sich auch ein hübsch gestaltetes Heft mit dem Titel «Mit Bier schmeckt's besser». Es enthält eine Reihe deftiger Rezepte mit Bier als Zutat. Der Gerstensaft, so wollte man zeigen, sei weit mehr als nur «berühmtes Volksgetränk [...] für das mehr oder weniger alle Männer eine ausgesprochene Vorliebe» hätten. Wir empfehlen eine Neuauflage für die Olma 2019. Etwas fragwürdig ist schliesslich die sogenannte «Nestea Apfelpunsch-Fibel», in welcher Pulverpunsch in Kombination mit allerlei Schnäpsen vorgeschlagen wird.

Die Beispiele zeigen: Es gibt viele Wege, um sicherzustellen, dass am Ende die «richtigen» Produkte ihren Absatz finden. Das ist heute nicht wesentlich anders. Bartender oder Lokale werden durch «Sponsoren» ermuntert, bestimmte Produkte zu verwenden, oder in deren «exklusive» Bartenderzirkel eingebunden. So dass am Ende auch bestimmt alle wissen, dass in der Herbstbowle eine gefrorene Frisco-Himbeere ihre Runden dreht.

Niklaus Reichle, 1986, und Philipp Grob, 1982, Sozialwissenschaftler und Bartender, arbeiten an einem Projekt zur Aufarbeitung der helvetischen Cocktailkultur.

2 Gedichte im November

Am Tag der Toten

Unser Skelett Charlie
– Chaplin, Brown, Hebdo? –
Charlie eben auf dem Balkon
Zu Halloween installiert

Sein Gejachter & Geschlenker
Durchgeisterte die Nacht

Heute zwei Kerzen
Auf dem Grab meiner Eltern
Zu Allerheiligen angezündet –
Sie brennen noch jetzt

Die Seelenlichter –
Ein dünner Faden hält alles zusammen

Florian Vetsch, 1. November 2017

Paix

Catherine Ribeiro + Alpes

Die Schamanin schweigt
Instrumentale Minuten
Bevor sie ansetzt
Um durch Gänge
Von Gehörgebirgen
Zu rasen

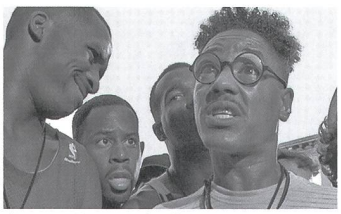
Frieden den kranken Seelen
Sprechend

Wir werden ruhig schlafen
Bei starkem Luftzug
Den Seelenlichtern
Sei jeder Tag
Tag der offenen Tür

Claire Plassard, 11. November 2017

Monatstipps der Magazine aus Aargau, Basel, Bern, Lichtenstein, Luzern, Winterthur, Olten und Zug

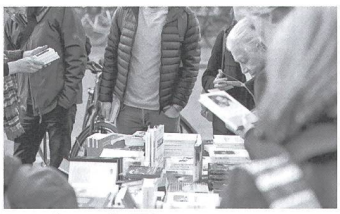
AAKU
Aargauer Kulturmagazin



Apartheid & Aktualität

Sie stürmt die Bestsellerlisten und Während «BlacKkKlansman» von Spike Lee in den Kinos läuft, ist sein Apartheidfilm über die USA «Do The Right Thing» von 1989 vermeintlich Geschichte. Wie aktuell er immer noch ist, sieht man, wenn Lees cineastische Studie über Gewalt und Rassismus von Geschichtsprofessorin Monika Dommann in die Gegenwart geholt wird.
Do The Right Thing:
1. November, 20.30 Uhr,
Kino Royal Baden
royalbaden.ch

Programmzeitung
Kultur im Raum Basel



Bücher & Eltern

Das internationale Literaturfestival BuchBasel lädt nationale und internationale Autorinnen und Autoren ein. Es präsentiert auch dieses Jahr eine Fülle an aufregenden Formaten und Spielorten. Beispielsweise wird unter dem Label Generationen & Geschichten gefragt, welche Entwicklungen die Welt unserer Eltern und Grosseltern geprägt haben und was die junge Generation erwartet.
BuchBasel 2018:
9. bis 11. November,
diverse Orte im Raum Basel
buchbasel.ch

BKA
BERNER KULTURAGENDA

Avantgarde & Freundschaft

Auf ihrem letzten Album vereinte sie die Themen Menstruation und weibliche Vampire, auf der Bühne verwandelt sich die interdisziplinäre Künstlerin in eine geheimnisvolle Performerin: Die Norwegerin Jenny Hval ist die Queen des Avantgarde-Pop. Sie kommt ans Festival Saint Ghetto in der Dampfzentrale. Zu Gast sind unter anderem auch DAF – Deutsch Amerikanische Freundschaft und als Prelude das Kukuruz Quartett mit Musik von Julius Eastman.
Saint Ghetto Festival:
17. bis 24. November,
Dampfzentrale Bern
dampfzentrale.ch

041
Das Kulturmagazin

Frische & Erinnerung

Das Collegium Vocale zu Franziskanern Luzern hat sich mit seinen ausgeklügelten Konzertprogrammen einen Namen gemacht. Der Chor unter der Leitung von Ulrike Grosch präsentiert in «Mémoire – Renouveau» unter anderem Werke der Komponistin Lili Boulanger. Sie verstarb 1918 im Alter von nur 25 Jahren, hinterliess aber Kompositionen von bemerkenswerter Frische und strotzend vor elegantem Einfallsreichtum.
Mémoire – Renouveau:
17. November, 19.30 Uhr,
Johanneskirche Luzern
collegiumvocale.ch

KuL

Obsession & Grenzen

Aus Anlass des aktuellen 800-Jahr-Jubiläums der Stadt Feldkirch und der Jubiläumsfeierlichkeiten 300 Jahre Fürstentum Liechtenstein 2019 zeigt das Kunstmuseum Liechtenstein als grenzüberschreitendes Kooperationsprojekt fünf künstlerische Positionen aus Feldkirch in einer von Arno Egger kuratierten Ausstellung, die im Seitenlichtsaal des Kunstmuseums gezeigt wird.
Obsessiv:
bis 2. Dezember,
Kunstmuseum Liechtenstein
kunstmuseum.li

Coucou

Piano & Sofa

Mit sechs Jahren fing Yuja Wang in Peking mit dem Pianospiel an, als Teenager reiste sie nach Kanada und wenig später in die USA, wo sie bis heute lebt. Unter der Leitung von Roberto Gonzáles Monjas gibt sie in Winterthur Debussy, Ravel und Roussel zum Besten. Pianistin und Dirigent sind nach dem Konzert auf dem «Red Sofa» des Stadthauses zu finden, wo sie hofiert werden dürfen.
Yuja Wang spielt Ravel:
3. November, 19:30 Uhr,
Stadthaus Winterthur
musikkollegium.ch

KOLT

Gesang & Text

Der Baselbieter Jazzflötist Ben Zahler hat sehr gerne Songs, im traditionellen Sinn, also mit Gesang und Text. Er schreibt darum nicht einfach Kompositionen für seine Flöte, sondern «richtige» Songs, die von Isabelle Ritter gesungen werden. Beide bewegen sich im weiten Feld der modernen Popmusik. Die kammermusikalische Besetzung zusammen mit Bass und Klavier ermöglicht fragile und intime Stimmungen.
Ben Zahlers Songgoing:
17. November, Vario Bar Olten
jazzinolten.ch
songgoing.benzahler.ch

ZugKultur

Liebe & Sonnenschein

«Ihre Augen waren dunkel, die Gesichter hart und die Körper steif vom vielen Schlagen. Diese Menschen brauchen unendlich viel Liebe und Sonnenschein», schreibt Elly Forrer, eine damalige Betreuerin im Jugendheim Felsenegg auf dem Zugerberg. Im Sommer 1945 werden hier 107 Kinder aus dem befreiten KZ Buchenwald zur Erholung untergebracht. Das Museum Burg Zug zeigt 150 Zeichnungen der Kinder und Jugendlichen und Dokumente aus den Nachlässen der Betreuer.
Gezeichnet – Buchenwald-Kinder auf dem Zugerberg:
21. November bis 31. März 2019,
Museum Burg Zug
burgzug.ch

Mit Saiten zusammen bilden diese eigenständigen Kulturmagazine den «Kulturpool». Mit ihren Regionen bestens vertraut, betreiben die Magazine engagierte Kulturberichterstattung und erreichen gemeinsam 745'066 Leserinnen und Leser. Dank seinem grossen Netzwerk ist der «Kulturpool» die ideale Werbeplattform, wenn es über die Ostschweiz hinausgeht. kulturpool.org